

Aus der zürcherischen Schulsynode : II.

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **1 (1874)**

Heft 40

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-237515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sale, sein Wohl und Wehe sind mit seiner Organisation eng verbunden, und kein überirdischer Machtspruch könnte ihn von Uebeln oder Krankheiten frei machen, die nun einmal mit dem Bau und mit dem Wesen eines hoch organisirten Wirbelthiers untrennbar verknüpft sind. Nicht bloss die Konstitution des Menschen in physiologischer und anatomischer Beziehung, sondern auch seine Keimesentwicklung weicht nicht im Geringsten von der Art und Weise der Entwicklung anderer Wirbelthiere ab. Diese Anschauungen ermahnen uns zur Resignation und verbieten uns überschwengliche Hoffnungen zu hegen. Andererseits versichern sie uns aber auch des unablösbaren Zusammenhangs mit unserer Erzeugerin, der allgewaltigen Natur. Sie hat uns in's Leben gestellt und wird uns auch wieder herausführen.

„Wenn die Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand von Nutzen sein und Werth für's Leben haben soll, so muss die hervorgehobene Beziehung zwischen ihr und den unausrottbaren Gemüthsbedürfnissen des Menschen besser gepflegt werden. Zu sagen, dass die Wissenschaft als Selbstzweck, ohne jede Nebenrücksicht betrieben werden müsse, ist eine durch langen Gebrauch geheiligte Lüge, die freilich viel zu sehr eingebürgert ist, als dass man hoffen könnte, ihr mit einigen Federstrichen den Garaus zu machen. Es ist jedoch vollständig klar, dass man auch bezüglich einer Wissenschaft fragen muss, zu was sie gut und brauchbar, und welche materiellen und intellektuellen Bedürfnisse sie zu befriedigen im Stande sei.

„Der Nutzen der Naturwissenschaft als Bildungsmittel besteht darin, dass dieselbe, richtig betrieben, im Stande ist, das zerrissene und skeptische Gemüth des modernen Menschen mit einem innern Halt auszurüsten, den er auf keine andere Weise gewinnen kann. Wir haben das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem innern Weltwesen verloren, weil uns das religiöse Gefühl durch die fortwährend auf dasselbe anstürmende Kritik abhanden gekommen ist. Wir wollen heutzutage ein festeres Band haben, das uns mit dem Universum geistig und gemüthlich verbindet — ein Band von haltbarerem Stoffe, als es uns die traditionellen Glaubenslehren zu bieten im Stande sind. Dieses Band finden wir in den Lehren der Naturwissenschaft, und es ist hohe Zeit, dass man beim Unterrichte der Jugend hierauf Bedacht nimmt. Der Weg liegt vor uns, die ersten Schritte mögen schwer sein, aber er führt doch wenigstens zu einem klaren Ziele, zur Kenntniss und zum Verständniss der Welt, in der wir leben.

„Von diesem Standpunkte aus erscheint der naturwissenschaftliche Unterricht, wie er gegenwärtig gepflegt wird, noch sehr reformbedürftig, denn es fehlt ihm die Beziehung auf's Ganze.“

Aus der zürcherischen Schulsynode.

II.

r. Als Reflektent in der Lehrerinnenfrage war Herr Lehrer Wettstein in Oberster gewonnen. Seine Betrachtungen beschlugen einleitend „die Frauenfrage“ überhaupt und gingen von dem Satz aus: Mann und Weib haben den gleichen Werth, ihre Erziehung sei dieselbe, ihr Beruf der nämliche.

Herr Wettstein nennt die Lage der Frau nicht nur bei den Naturvölkern eine missliche, wo schon die Geburt der Tochter gebrandmarkt werde durch Aushängen der schwarzen Fahne. Misslich sei dieselbe auch bei uns und die Klage der Iphigenie auf Tauris auch auf unsere Verhältnisse anwendbar: Das Glück des Weibes sei enggebunden und der Frauen Zustand ein beklagenswerther. Und doch

stehe er nicht vereinzelt da, wenn er spreche: Das Heiligste, was mein Erdenleben begleitet, ist mir die Erinnerung an meine liebe Mutter; sie war mein Stern, mein Ideal einer guten, treuen Seele — und wieder: Ich zog an meine Seite eine Begleiterin, die ich für würdig erachtete, mein Leben mit ihr zu theilen — und endlich: Meine erste Vaterfreude ist ein Mädchen, das ich besser hüte als den Apfel meines Auges! Die Zurückweisung der Frauen auf eine niedere Stufe, die auch bei uns getroffen werde, sei eine Anklage auf Ungerechtigkeit der Männer.

Mann und Frau, sagt Wettstein, sind gleich sehr Lieblinge der Natur. Keinem hat sie Vorzüge verliehen in höherem Grade. Keine Tugend ist nur auf einer Seite zu treffen. Dieselbe Geistesquelle ist in beiden. Wenn Unterschiede sich zeigen, so ist die Ursache zu suchen in ungleicher Erziehung. Die arbeitende Klasse hat es längst schon bewiesen, dass dieselbe Erziehung Mann und Weib dahin führt, in allen Berufsarten die gleiche Stellung einzunehmen. In Schulen mit gemischten Geschlechtern kommt man nie dazu, Aufgaben zu Gunsten der Knaben oder Mädchen abändern zu müssen. Die Durchschnittszensuren für männliche und weibliche Schulbevölkerung sind dieselben.

Verhängnissvoll, sagt Hr. W. weiter, ist für das weibliche Geschlecht die Auffassung geworden, als ob die rechte Stellung für dasselbe nur in der Familie gefunden werden könnte. Sie hat dazu geführt, dass man in weiten Kreisen gegenüber der Tochter von Jugend auf nur darauf Bedacht nimmt auf passende Versorgung in der Ehe. Den Fall, dass diese Versorgung sich nicht ergeben dürfte, lässt man unberücksichtigt und verschuldet damit nur zu oft verfehlte Lebensstellungen, erfüllt mit Langeweile und Verbitterung. Nie sollte einer Tochter die Erlernung eines Berufes erspart werden. Für das Weib wie für den Mann ist die Arbeit von gleichem Segen. Unter der Tropensonne stetiger Arbeit reifen die besten Früchte. Die Grundlage für tüchtige Berufsbildung soll für Tochter wie für Sohn in einem guten Fond allgemeiner Bildung gesucht werden. Diese darf nicht durch verfrühte Berufsbildung beeinträchtigt werden.

Speziell auf die Lehrerinnenfrage übergehend, verlangt der Reflektent, dass das Lehramt Männern und Frauen unter gleichen Bedingungen soll offen stehen und zwar für alle Fächer und für alle Schulstufen. Mit besonderer Einlässlichkeit behandelt er die Bedenken wegen Anstellung von Lehrerinnen in Ergänzungs- und Singschulen und weist auf die alltägliche Erscheinung hin, wie des Vaters Milde und Zärtlichkeit mehr den Töchtern und der Mutter Fürsorge mehr den Söhnen zugewendet sei, erinnert daran, wie im öffentlichen Leben die Frauen von Männern viel schonender behandelt werden als die Angehörigen ihres Geschlechts und umgekehrt, und meint, dass für den Fall, als dem Lehrer für Leitung der in Frage stehenden Schulstufe Freiheit in Wahl der Mädchen und Knaben gelassen werde, er für Mädchen sich entscheide. Diese Anziehung ungleichnamiger Kräfte, sagt Hr. W., ist das unleugbare reizende Wechselspiel der Natur, gegen das anzukämpfen Männer und Frauen gleich ohnmächtig sind. Daraus zieht der Reflektent den Schluss, dass gerade die Lehrerin es sei, welche für Leitung von Knaben sich eigne, die ihr anzuvertrauen, man zur Stunde so viel Bedenken trage. Auf alle Fälle sei mindestens das richtig, dass die Beherrschung der Disziplin nicht bedingt sei durch Körperkraft, sondern resultire aus Charakter, Wissen und Lehrgabe und demnach von der Frau ebenso leicht zu handhaben sei wie vom Mann. Auch mit Hinsicht auf Turnunterricht kommt der Reflektent zu sehr beruhigenden Schlüssen und die Bedenken wegen unzureichenden Stimmitteln weist er zurück, mit der Erinnerung an die Verwendbarkeit der Frau in Konzert und Theater und gewisse Eigenthümlichkeiten derselben, die einen Weisen des Alterthums zu dem Ausspruch brachten: Glücklich das Cikadenmännchen, sein Weibchen ist stumm!

Mit Hinsicht auf den Bildungsgang verlangt Hr. W. für männliche und weibliche Lehramtskandidaten dieselbe Anstalt. Der gute Geist derselben, das Produkt eines ernstesten Strebens, werde der schützende Genius sein, der mit Bezug auf Sittlichkeit vor Abwegen bewahre. Dem Einwurf, dass es der Frau im Lehrerberuf an Ausdauer fehlen werde, hält er entgegen die Thatsache, dass auch mit Lehrern in dieser Hinsicht nicht immer die erfreulichsten Erfahrungen gemacht werden und auf die Behauptung, dass der Lehrer für die Fortbildung Erwachsener besser verwendet werden könne, erwidert er, dass es in dieser Richtung auch für Lehrerinnen an Arbeit nie fehlen werde.

Die Eventualität einer Verehlichung besprechend, meint der Reflektent, es müsse der Eintritt in die Ehe für die Lehrerin der Austritt aus der Schule sein, gerade wie für den Lehrer der Betrieb eines seine Kräfte absorbirenden Nebenberufes die Quittung des Lehrerberufes verlange.

Der Reflektent trägt sich mit der Hoffnung, dass der zürch. Lehrerstand dem weiblichen Geschlechte nicht zurufen werde: Zertritt mir meine Kreise nicht! Dass er vielmehr Bestrebungen, die darauf gerichtet seien, auch dem weiblichen Geschlechte zur selbstständigen Lebens- und Berufstellung zu verhelfen, begrüsse.

Herr Rektor Zehender verdankt die Wärme und Gediegenheit, mit welcher die Herren Bodmer und Wettstein sich für die Zulassung des weiblichen Geschlechtes zum Lehramt aussprachen. Gegenüber Wettstein bestreitet er, dass Mann und Weib durch die Natur gleichgestellt seien. Er sagt: Wol zeigen sie gleich werthige Geistesblüthen, die aber qualitativ ungleich sind. Diese verschiedenartigen Geistesgaben machen auch besondere Bildungsanstalten für Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen erforderlich. Gegenüber Bodmer hält er dafür, dass der Lehrerin mit aller Beruhigung ausser der Elementarschule auch die Mädchen-Real- und Mittelschule zur Leitung übergeben werden könne.

Herr Wettstein wünscht, dass die Synode in dieser Angelegenheit bestimmte Resolutionen fasse. Hiefür macht er folgende Vorschläge:

Die Synode erklärt:

1) Mann und Weib haben den gleichen Werth, ihre Erziehung sei dieselbe, ihr Beruf der nämliche.

2) Die Theilung der Schulen nach den Geschlechtern ist pädagogisch nicht gerechtfertigt.

3) In getheilten Schulen soll darauf Bedacht genommen werden, dass ein Lehrer die ihm einmal zugetheilten Schüler durch alle Klassen dieser Schulen führe.

4) Der Arbeitsschulunterricht soll erst nach der Alltagschulzeit aufgenommen werden.

5) Die ökonomische Stellung von Lehrern und Lehrerinnen soll nach dem Grundsatz geordnet werden: gleiche Pflichten, gleiche Rechte.

Herr Erziehungsrath Näf befürchtet, dass die Schulsynode nicht in der Lage sei, für alle diese Anregungen eine angemessene Erledigung zu finden. Er wünscht behufs einlässlicher Behandlung ihre Ueberweisung an die Schulkapitel, was auch beschlossen wird.

Ein vom Kapitel Affoltern provozirter Antrag der Prosynode, dahin gehend: „Die Schulsynode anerkennt dankbar die grossen Verdienste, welche sich die Herren Hug, Egg und Bosshard durch ihre Wirksamkeit in der obersten Erziehungsbehörde um die Förderung des gesammten Unterrichtswesens unseres Kantons erworben haben und gibt dieser Gesinnung in geeigneter Weise Ausdruck,“ wird von Hrn. Präsident Frey vorgelegt. Er erinnert an die langjährigen Dienstleistungen der Herren Hug, Egg und Bosshard, konstatirt das Geschick, den Eifer und Schwung, mit welchem sie ihre Aufgabe erfasst und gelöst haben, will die Thatsache ihrer Entfernung schweigend anerkennen, dagegen pflichtgemäss den aus dem Erziehungsrath Geschiedenen den

wärmsten Dank aussprechen. Die Synode stimmt ihm ohne Widerrede und beinahe einstimmig und freudig bei.

Aus Rücksicht für den Raum dieses Blattes schliessen wir unsere Berichterstattung, so sehr es uns drängt, über den geselligen Theil der Synode und die Verhandlungen betreffend den pädagogischen Beobachter einige Mittheilungen zu machen. Die Redaktion mag uns ergänzen!

Reflexionen.

An Gräbern verlangt die Pietät, dass man persönliche Feindschaft vergesse. Wahre Freunde eines Verstorbenen werden sich hüten, die Gegner desselben durch Wort und Schrift zu beleidigen und herauszufordern, besonders dann, wenn Jener vermöge seiner Stellung, seiner Anschauungen und Parteigrundsätze zu bedeutenden Kämpfen gegeben hat. Loyale Gegner werden, am Grabe versöhnt, alles Gute gelten lassen und den Nachruhm des Todten nicht schmälern, wenn das Lebensbild desselben unbefangen und ohne Nebenabsichten aufgerollt wird. Wer aber die an einem Grabe sich bietende Gelegenheit, das durch die Theilnahme schon zu seinen Gunsten gestimmte Publikum zu beeinflussen, dazu missbraucht, um prinzipielle und persönliche Gegner in leidenschaftlicher Weise anzufallen und zu bekämpfen, der schädigt dabei das Andenken dessen, den er erheben will.

Der Tod des Seminardirektor Fries hat bei Freund und Feind dasselbe Mitgefühl erregt, sah man doch bei der Beredigung die Gegner fast zahlreicher vertreten als die Freunde. Der Schlag, der die Familie getroffen, wirkte mildernd auf das Urtheil auch der entschiedensten Gegner des Mannes. Da musste ein Theologe die versöhnliche, friedliche Stimmung, die Platz zu greifen begann, stören und den Kampf, der zu ruhen schien, wieder eröffnen.

Ein Herr B. hat im Nekrolog von David Fries im Feuilleton der „N. Z. Ztg.“ den Aerger der theologischen Kaste gegen den volksthümlichen Geist, welcher seit 1869 in unsern politischen Einrichtungen, insbesondere im Erziehungswesen herrscht, auf die Träger dieses Geistes losgelassen. Mit jener leidenschaftlichen Bitterkeit, wie sie nur die Gottesgelehrten kennen, misst er der demokratischen Lehrerschaft, dem gleichgesinnten Erziehungsrath die Schuld bei, dass Fries am Seminar nicht die Wirksamkeit entfalten können, die seine Freunde von ihm erwartet und er selbst gehofft hatte. Dieser Vorwurf ist zu ungerecht, als dass wir ihn stillschweigend hinnehmen könnten. Lassen wir aber den Todten ruhen und nicht dem Beispiel des würdigen Theologieprofessors B. folgen, der den Schatten eines ebenfalls Dahingeshiedenen wieder hervorruft, um seiner Missachtung der nicht bei pedantischen Gelehrten gehalten und nicht an dogmatischen Zänkereien genährten Bildung Grunholzer's Ausdruck zu geben. Die schlecht verhehlte Geringschätzung gegen Letztern, wie sie bei den Mittheilungen über die Wahl von Fries zum Seminardirektor zu Tage tritt, kennzeichnet den Mann und nützt dem Andenken von Fries gewiss nicht sonderlich. Denn man wird dadurch veranlasst, die Wirksamkeit beider vergleichend einander gegenüberzustellen.

Da ergibt sich denn, dass jene Mehrheit des Erziehungsrathes 1856 nicht den Mann zum Seminardirektor wählte, „den das zürch. Schulwesen an seiner Spitze bedurfte“, nicht den Mann wählte, der mit erzieherischem Genie begabt, für die Leitung des Seminars den innern Beruf hatte. Der richtige Mann wäre Grunholzer gewesen, den die Lehrerschaft wünschte, der aber vielleicht gerade deshalb jener Coterie im Erziehungsrathe nicht behagte, die hinter dem „schwungvollen Pathos des politischen Märtyrers“ den stürmischen Wellenschlag des demokratischen